

Über Grenzen hinweg – Eine Geschichte aus dem Ersten Weltkrieg

Es war der 19. September 1917. Wilhelm Wagner saß in seinem Sessel und blätterte durch die Seiten der Tageszeitung. Die Sonne, die durchs Fenster schien, tauchte den Raum in ein warmes Licht. Es war still im Wohnzimmer, nur das Ticken der Wanduhr war zu hören und gelegentlich das Rascheln der Zeitung, wenn Wilhelm die Seite umblätterte. Doch die Stille wurde jäh unterbrochen, als es an der Tür klingelte. Wilhelm schaute von seiner Zeitung hoch, stand aus seinem Sessel auf und ging zur Tür, um zu öffnen.

Seine Enkelin winkte ihm fröhlich durch die Scheibe der Haustür zu, als er in den Flur kam. Julias Besuche waren der Höhepunkt von Wilhelms Woche und ein breites Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus, als er die Tür öffnete. Julia umarmte ihn fröhlich, als sie hineinkam und wie immer schwappte mit ihr auch ein Schwall gute Laune ins Haus.

„Wie läuft es in der Schule?“, fragte Wilhelm, als sie gemeinsam ins Wohnzimmer gingen. Julia zuckte mit den Schultern. „Eigentlich nicht schlecht. Wir haben einen neuen Englischlehrer, der ist besser als der alte. In Geschichte haben wir ein neues Thema, wir behandeln jetzt den ersten Weltkrieg und sollen recherchieren. Sag mal, Opa, hast du da noch irgendwas?“

Wilhelms Gesicht wurde nachdenklich, als er für einen Moment in Erinnerungen versank. Doch schließlich antwortete er: „Ich habe eine Kiste mit Papieren und Dokumenten aus dieser Zeit. Damals habe ich alles aufgehoben, aber ich habe schon lange nicht mehr hineingeschaut.“

Er ging zu dem alten Schrank, der im Wohnzimmer stand, öffnete die schwere Holztür und räumte ein paar Bücher beiseite. Schließlich holte er eine Kiste heraus, die von einer leichten Staubschicht bedeckt war und abgenutzte Ecken hatte. Er stellte sie auf den Wohnzimmertisch und zögerte kurz, als er nach dem Deckel griff, doch dann öffnete er sie vorsichtig. Neugierig spähte Julia hinein.

„Ich bin mir sicher, dass du darin etwas findest, was dir weiterhilft“, sagte Wilhelm und machte Julia Platz. „Ich mache solange Tee für uns.“

Während er in der Küche beschäftigt war, untersuchte Julia den Inhalt mit einer seltsamen Mischung aus Neugierde und Ehrfurcht. Die Kiste enthielt Zeitungsartikel, Fotos und Briefe, allesamt vergilbt, aber noch immer lesbar. Julia nahm einen Stapel Briefe heraus und begann, sie zu überfliegen, als sie etwas entdeckte, das sie stutzig machte. Viele der Briefe trugen die Spuren der Vergangenheit und des Krieges an sich, sie waren dreckig und durch Feuchtigkeit gewellt. Doch einige der Briefe waren sauber, das Papier sah neuer aus und sie wirkten zwischen den anderen fehl am Platz. Neugierig faltete Julia sie auf. Die Schrift war schwungvoll, elegant und ordentlich. Als sie sich die Handschrift genauer ansah, fiel Julia noch etwas auf, was diese Briefe gravierend von den anderen unterschied, die sie sich bisher angesehen hatte.

In diesem Moment kam ihr Großvater mit dem Tee und einem Teller Kekse auf einem kleinen Tablett zurück und stellte es auf den Tisch. „Hast du schon etwas gefunden, was dir weiterhilft?“, wollte er von seiner Enkelin wissen. Sie sah von den Papieren auf, einen der Briefe in der Hand, und fragte: „Opa, warum hat dir jemand auf Französisch geschrieben?“

Wilhelm nahm den Brief entgegen, seine Hände zitterten. Lange sagte er nichts, doch schließlich antwortete er: „Der Brief ist von meinem alten Freund Jacques. Wir waren einmal Feinde. Aber dann wurden wir zu Freunden, obwohl das eigentlich undenkbar war.“

„Was meinst du?“, fragte Julia neugierig und nahm sich einen Keks. Wilhelm strich mit den Fingerspitzen über das Briefpapier und Jacques' hübsche Handschrift. Dann, langsam und zögernd, als würde er etwas öffnen, was er jahrelang verschlossen gehalten hatte, begann er zu erzählen.

Der Lärm der Schüsse füllte die Luft, gemischt mit Schreien und den Explosionen von Granaten. In einiger Entfernung war das Krachen der Artillerie zu hören. Wilhelm warf sich flach hinter einem umgestürzten Baumstamm in den Schlamm, das Gewehr mit seinen zitternden Händen umklammernd. Er keuchte, sein Gesicht und seine Uniform waren schlammverschmiert. Der Regen der letzten Tage hatte den Boden aufgeweicht und tausende von Füßen hatten die einst mit Gras bewachsene Fläche in eine zerwühlte Schlammlandschaft verwandelt. Wilhelms Hände froren, als er hastig versuchte, sein Gewehr sauberzuwischen. Zehn Meter entfernt schlug eine Granate ein, mit einem Krachen jagte eine Wolke aus Erde und Rauch in die Luft. Reflexartig rollte Wilhelm sich zur Seite und blickte sich gehetzt um. Die Luft stank nach Schießpulver und war rauchverhangen, was die Sicht erheblich erschwerte und seine Augen zum Brennen brachte.

Überall waren Männer, die über das Schlachtfeld rannten, doch er erkannte keinen von ihnen. Durch ihre schlammigen Uniformen sahen sie alle gleich aus. ‚Man verliert sich selbst‘, schoss es Wilhelm durch den Kopf. ‚Wir sind alle nur austauschbare Teile einer grausamen Maschine.‘ Er hatte in die Augen seiner Kameraden gesehen, ihre Blicke waren ausdruckslos gewesen, hoffnungslos, stumpf.

Er musste weiter, er konnte nicht ewig hinter diesem Baumstamm verharren. Trotz des Engegefühls, das er in seiner Brust verspürte, atmete er tief durch und schaute vorsichtig über das schützende Holz, um sicherzugehen, dass er nicht direkt ins feindliche Feuer geriet. Dann packte er den schmutzigen Mauser 98 und hechtete los. Das Adrenalin jagte durch seinen Körper und nahm ihm vorübergehend die Angst, als die Kugeln der französischen Waffen an ihm vorbeipfiffen. Ein weiterer deutscher Soldat holte ihn ein und rannte neben ihm her – plötzlich krachte ein Schuss und als Wilhelm erneut zur Seite schaute, war der Mann verschwunden. ‚Ich muss hier weg‘, dachte Wilhelm voller Entsetzen. ‚Sonst bin ich der nächste. Und wofür?‘ Wenigstens eine kurze Pause brauchte er, um sich zu sammeln und sich um sein schlammiges Gewehr zu kümmern. Der Mauser 98 war eine präzise und zuverlässige Waffe, doch Schlamm im Mechanismus konnte sie schnell unbrauchbar machen.

Der Boden war voller Sprenglöcher, doch sie waren zu klein um darin Schutz zu suchen und zudem größtenteils mit Schlamm und schmutzigem Wasser gefüllt. Doch in einiger Entfernung entdeckte Wilhelm einen Granatentrichter, einige Meter breit und scheinbar relativ tief. Ohne nachzudenken, rannte er darauf zu und rutschte die Wand des Trichters hinunter. An der tiefsten Stelle des Bodens hatte sich Wasser gesammelt, es war dreckig und eine ölige Schmutzschicht trieb auf der Oberfläche. Wilhelm lehnte sich an die Wand des Kraters, schloss die Augen und atmete tief durch. Für einen Moment fühlte er sich beinahe sicher, die Schlacht tobte über seinem Kopf, keine Kugeln hier, die ihn nur knapp verfehlten. Er versuchte, den Lärm auszublenden, dachte an zu Hause und an den Tanzsaal, in den er gerne gegangen war. Dort hatte es ein Grammophon gegeben und plötzlich fiel ihm eines der Lieder ein, zu denen er getanzt hatte – es war der Maple Leaf Rag gewesen, welcher ihn jedes Mal außer Atem gebracht hatte, aber er hatte immer das ganze Stück durchgetanzt. Wilhelm versuchte, sich vorzustellen, dass er wieder dort wäre und dass sein schneller Atem und sein Herzklopfen vom Tanzen kämen und nicht von einem nervenzerfetzenden Sprint über das Schlachtfeld der Westfront. Doch der Kriegslärm drängte sich in seine Vorstellung und riss das Fantasiebild ein, bevor es richtig stand. Wilhelm öffnete seine Augen wieder. Doch er war nicht mehr alleine.

Der französische Soldat stand nur wenige Meter von ihm entfernt, das Gewehr im Anschlag, doch er schoss nicht. Hektisch griff Wilhelm nach seiner Waffe, doch sie rutschte ihm aus den Fingern und fiel auf den schlammigen Boden des Trichters. Der Franzose schaute erst auf das Gewehr zu Wilhelms Füßen, dann langsam wieder auf Wilhelm, der ihn mit blankem Entsetzen in den Augen anstarrte. Doch plötzlich ließ er die Waffe sinken. Wilhelm sah in seinen Augen den gleichen Ausdruck wie bei so vielen Anderen zuvor – diese Augen hatten die Hölle gesehen.

Jetzt standen sich die beiden Männer gegenüber und sahen beide nur eines: Einen Menschen, der zum Instrument eines Krieges geworden war, den er nicht wollte. Es herrschte eine angespannte Stille, keiner der beiden wusste, was sein Gegenüber als nächstes tun würde, doch sie machten keine Anstalten mehr, zur Waffe zu greifen. Der Franzose näherte sich Wilhelm vorsichtig, der argwöhnisch einige Schritte zur Seite machte, um den Abstand zwischen ihnen wieder zu vergrößern. Der französische Soldat lehnte sich ebenfalls an die Wand des Granatentrichters und so standen sie nebeneinander und sagten eine ganze Weile nichts. Doch schließlich streckte der Mann vorsichtig seine Hand in Wilhelms Richtung. „Je m'appelle Jacques!“, sagte er.

Wilhelm zögerte, doch schließlich reichte er Jacques die Hand und sagte: „Wilhelm“.

„Wil'elme“, wiederholte Jacques, hatte aber hörbare Mühe mit der Aussprache. Er versuchte es noch einmal, aber ohne großen Erfolg. Ein leichtes Grinsen huschte über Wilhelms Gesicht und Jacques erwiderte es zögerlich. Dieser Moment zerbrach den Rest der unsichtbaren Barriere, die zwischen ihnen stand und nun standen sie da, zwei Gegner, und lächelten sich vorsichtig an. Schließlich setzte Wilhelm sich auf den durchweichten Boden. Er war den ganzen Tag auf den Beinen gewesen und es tat gut, sich endlich ausruhen zu können. Jacques setzte sich daneben, seine ehemals blaue Uniform war ebenso schlammbeschmiert wie die von Wilhelm und in seinem Gesicht klebte Sand und Dreck. Seine Augen leuchteten daraus hervor, Wilhelm fiel auf, dass sie verschieden waren; das rechte war braun, das linke grün. Es tat gut, inmitten dieses Krieges voller uniformierter Soldaten, die alle einheitlich aussahen, einen Funken Individualität zu erkennen.

Auf einmal begann Jacques zu reden, doch Wilhelm verstand nicht, was er sagte, denn seine Französischkenntnisse beschränkten sich auf lediglich ein paar Worte. Doch die Sprache gefiel ihm, sie war weich und klangvoll und so hörte er Jacques zu. Der Klang der Worte hatte etwas Beruhigendes und hörte sich beinahe an wie Musik. Wilhelm lauschte und der Lärm der Explosionen außerhalb des Trichters rückte in den Hintergrund. Plötzlich fragte Jacques: „Avez-vous une famille?“

Wilhelm schaute ihn verständnislos an und zuckte mit den Schultern, um Jacques zu signalisieren, dass er ihn nicht verstand. „Famille“, wiederholte dieser und holte einige Papiere aus seiner Manteltasche, blätterte sie durch und reichte Wilhelm schließlich ein Foto. Darauf war eine hübsche Frau mit hellen Haaren zu sehen, die ein kleines Mädchen auf dem Arm hatte. Neben ihr stand ein Junge von etwa acht Jahren, der Jacques wie aus dem Gesicht geschnitten war. Jacques seufzte und ein Ausdruck der Sehnsucht erschien auf seinem Gesicht.

Wilhelm zog ebenfalls ein Foto aus seiner Tasche, welches er dort mit ein paar Briefen sorgsam aufbewahrte. „Das ist mein Mädchen Klara“, sagte er sanft. „Wir wollen heiraten!“ Er wusste nicht, ob Jacques ihn verstand, aber dieser sah sich das Foto aufmerksam an, musterte die junge Frau mit den dunklen Locken und lächelte.

Die Zeit verging. Wilhelm stand auf und blickte nach oben, von wo immer noch die Geräusche der Schlacht in den Trichter drangen. Er war hin- und hergerissen – einerseits fühlte es sich so an, als würde er seine Kameraden im Stich lassen, wenn er sich hier unten versteckte, andererseits hatte er ein genauso schlechtes Gefühl bei dem Gedanken, wieder nach oben zu gehen, sich dem Krieg auszuliefern und Jacques alleine zurückzulassen. Schließlich setzte er sich wieder auf den kalten, nassen Boden, legte seine Stirn auf die Knie und seufzte tief.

„Wil'elme“, sagte Jacques plötzlich und Wilhelm schaute auf. Jacques begann wieder, zu reden, diesmal klang er aufgeregt und in seiner Stimme lag Hoffnung. „Moment, Moment!“, unterbrach Wilhelm ihn. „Es tut mir Leid, aber ich verstehe kein Wort!“

„La Suisse“, rief Jacques. Doch Wilhelms Blick drückte noch immer Unverständnis aus. Jacques sah sich um und fand einen Stock, der aus dem Schlamm ragte. Er hob ihn auf und zeichnete eine Flagge in den weichen Boden. Dann zeigte er auf Wilhelm und sich und deutete dann auf die Flagge. „Nous allons en Suisse!“, wiederholte er und endlich glaubte Wilhelm, zu verstehen, was der Franzose meinte. „Die Schweiz! Wir beide fliehen in die Schweiz?“, fragte er ungläubig und machte die Geste nach, mit der Jacques seinen Plan veranschaulicht hatte. Dieser nickte. Mit einem Donnern explodierte eine Handgranate außerhalb des Trichters und Wilhelm zuckte zusammen. Mit einem Mal wusste er, dass er nie mehr nach Hause kommen würde, wenn er sich seinen kämpfenden Kameraden wieder anschloss. Jacques schien das ebenfalls zu wissen, denn er schaute besorgt nach oben und sah Wilhelm dann bittend an. Dieser überlegte. Desertion war eine riskante Sache, besonders, wenn man mit einem Feind desertierte, doch noch während ihm dieser Gedanke durch den Kopf ging, wurde ihm bewusst, wie dumm er klang. Und tatsächlich wollte er nichts mehr, als dieser Hölle zu entkommen. Er betrachtete die Schweizer Flagge, die Jacques gezeichnet hatte. Der Franzose saß daneben und malte Figuren in den Matsch, zwei große, die sich an den Händen hielten, und zwei kleine daneben. Wilhelm dachte an Klara. Sie hatte geweint, als er gegangen war. Wie er sie vermisste! Schließlich setzte er sich neben Jacques, deutete auf die Flagge und nickte. Jacques begann zu lächeln und plötzlich hatten sie das Gefühl, dass es für sie vielleicht ein Leben danach gab.

Je dunkler es wurde, desto mehr ließen die Geräusche nach, die von außen in ihr Versteck drangen.

Schließlich war es still. Die Nacht war kühl, aber die Luft hatte nicht die typische Frische von Nachtluft – sie war schwer und roch metallisch und gleichzeitig beißend nach Schießpulver. Wilhelm hängte sich sein Gewehr um und ging zum Rand des Trichters, um hinauszuklettern, doch dies gestaltete sich als schwierig, denn die nasse Erde rutschte ab und seine Füße fanden keinen Halt. Er holte sein Messer hinaus und stieß es in die Wand, um einen zusätzlichen Griff zu haben, schließlich bekam er auch eine Wurzel zu fassen und zog sich nach oben. Vorsichtig spähte er über den Rand auf das Schlachtfeld. In der Ferne sank eine Leuchtgranate vom Himmel und tauchte die umliegende Landschaft in ein flackerndes, unnatürliches Licht. Baumgerippe und Stacheldraht hoben sich als gespenstische Silhouetten vor dem Himmel ab. Auf den ersten Blick schien die Umgebung verlassen zu sein, nur in der Ferne waren gelegentlich Explosionen zu hören. Jacques erschien neben Wilhelm und blickte sich ebenfalls wachsam um, doch auch er schien niemanden zu bemerken und so krochen die Männer schließlich vorsichtig aus dem

Trichter. Wilhelm steckte sein Messer wieder ein, hatte aber plötzlich das drohende Gefühl der Schutzlosigkeit, als er seine Deckung verlassen hatte.

Vorsichtig robbten die beiden Soldaten über den aufgeweichten Boden, sie wagten nicht, sich aufzurichten. Wilhelm spürte den kalten Boden durch seine Kleidung und sank mit den Händen im Schlamm und in den Pfützen ein. Er fror in seiner nassen und dreckigen Uniform, aber er versuchte, die Kälte auszublenden und sich auf seine Umgebung zu konzentrieren. Jede falsche Bewegung konnte potentiell tödlich sein. Jacques, der sich anfangs hinter ihm bewegt hatte, holte ihn ein und sie krochen nebeneinander durch das verwüstete Niemandsland. Plötzlich hielt Jacques inne und signalisierte Wilhelm mit einer schnellen Armbewegung, anzuhalten. Wilhelm hielt die Luft an und rührte sich nicht. In einiger Entfernung bewegten sich dunkle Gestalten, auf den ersten Blick schienen es vier zu sein. Eine nächtliche Patrouille! Wilhelm legte sich flach auf den Boden, er spürte den nassen Matsch in seinem Gesicht und kniff die Augen zu. Die Dunkelheit und der Schlamm auf ihren Uniformen wurde ihnen nun zum Vorteil und ließ sie eins mit dem Untergrund werden. Wilhelm wusste nicht, ob es eine deutsche oder eine französische Patrouille war, doch nun, wo er mit Jacques unterwegs war, war jeder ihr Feind.

Er wusste nicht, wie lange er so ausgeharrt hatte, bis Jacques ihn schließlich anstieß und ihm zunickte. Wilhelm hob den Kopf und ließ seinen Blick über die Landschaft wandern, doch die Patrouille war verschwunden. Er atmete erleichtert auf und wischte sich mit der Hand den größten lehmigen Schlamm aus dem Gesicht. Die beiden Männer setzten ihren mühsamen Weg fort, immer auf der Hut. Jede Regung, jedes Geräusch konnte Gefahr bedeuten. Eine weitere Leuchtrakete schwebte vom Himmel und spiegelte sich in den Pfützen, als Wilhelm aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrnahm. Erschrocken fuhr er herum, doch es war nur ein weiterer Lichtreflex der Gefechtsfeldbeleuchtung im Wasser. Seine Nerven lagen blank, seine Muskeln waren angespannt und er rechnete jeden Moment mit einem Angriff. Auch Jacques stand sichtlich unter Spannung und reagierte nervös auf jeden kleinsten Laut.

Das Licht der Leuchtgranate wurde schwächer und verglühte schließlich. Hatte die Beleuchtung sie auch der Gefahr ausgesetzt, entdeckt zu werden, so hatte es auch ihren Weg erhellt und ihnen Orientierungshilfe geboten, doch nun mussten sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnen. Sie tasteten sich vorsichtig voran, wobei sie versuchten, sich möglichst leise zu bewegen. Ihre Ausrüstung erschwerte die geräuschlose Fortbewegung und Wilhelms Gewehr, das er auf den Rücken geschoben hatte, rutschte ihm mehrmals zur Seite.

Auf einmal stießen sie auf eine Stacheldrahtbarriere, die ihnen den Weg versperrte. In der Schwärze der Nacht war sie beinahe unsichtbar gewesen, bis sie sie erreicht hatten. Die Dunkelheit hinderte die Reisenden daran, zu erkennen, wie lang ihr Hindernis war, doch der Krieg hatte auch hier seine Spuren hinterlassen und die Drähte hingen lose durch und waren teilweise zerstört – die Drahtenden ragten wie bizarre Krallen in die Luft. Vorsichtig und konzentriert begann Wilhelm, den Stacheldraht auseinanderzubiegen, sorgsam darauf bedacht, kein Geräusch zu verursachen und sich nicht an den scharfen Spitzen zu verletzen. Es dauerte seine Zeit und die Dunkelheit erschwerte seine Arbeit zusätzlich, doch schließlich hatte er eine Lücke geschaffen. Jacques ging zuerst, langsam und vorsichtig, jedes Rasseln der Drähte konnte ihre Gegner auf sie aufmerksam machen. Doch schließlich stand er auf der anderen Seite und winkte Wilhelm zu sich. Dieser holte tief Luft und stieg dann vorsichtig durch die Lücke in der Barriere, wobei er sich bemühte, nicht mit seiner Ausrüstung in den metallenen Klauen hängenzubleiben, die nach ihm griffen. Endlich stand er neben Jacques und bemerkte, dass er die ganze Zeit die Luft angehalten hatte. Erleichtert atmete er aus. Jacques warf einen letzten Blick auf die Lücke im Draht und nickte anerkennend, bevor sie sich wieder auf den Weg machten.

Es kam Wilhelm vor, als wären sie Stunden durch das dunkle Niemandsland gekrochen, als sie endlich einen Waldrand erreichten. Für einen Moment blieben sie stehen und lauschten auf mögliche Gefahren, die auf sie lauerten, doch es blieb still. Sie konnten kaum etwas sehen, doch sie spürten den Schutz, den die Bäume ihnen boten. Es fühlte sich an, als hätten sie einen Meilenstein erreicht, als sie die verwüstete Einöde hinter sich ließen und den Wald betraten. Endlich kam ihnen das schlechte Wetter der letzten Tage zugute – das Laub auf dem Boden war aufgeweicht und knisterte nicht unter ihren Füßen. Wilhelm wusste, dass Wälder keineswegs sichere Orte waren, denn Patrouillen und feindliche Soldaten konnten sie auch hier erwarten, doch er fühlte sich zwischen den Bäumen trotzdem geschützt als im flachen Niemandsland, wo er jedem Blick ausgeliefert war. Er setzte sich an einen Baum, um eine Pause zu machen. Die Überquerung des dunklen Schlachtfeldes war kräftezehrend gewesen und er war müde und

hungrig. Jacques aber signalisierte ihm, dass sie weitergehen sollten, und Wilhelm wusste, dass er Recht hatte – hier befanden sie sich zu nah an der Frontlinie. Er raffte sich auf und nahm einen Schluck Wasser aus seiner Feldflasche, dann setzten die beiden Soldaten ihren Weg fort. Schließlich lichtete sich der Wald und sie betraten eine große Lichtung, die aussah wie aus einer anderen Zeit. Keine Kämpfe hatten das Gras in Schlamm verwandelt, keine Granaten hatten den Boden aufgerissen. Das Wetter hatte sich aufgeklärt und am Himmel waren die Sterne zu sehen, viele kleine Lichtpunkte, die zu funkeln schienen und der Dunkelheit etwas von ihrer Bedrohlichkeit nahmen. Jacques setzte sich auf den Boden und Wilhelm ließ sich mit einem Seufzen neben ihn fallen. Er trank noch einen Schluck und stellte dabei fest, dass die Flasche zu etwa zwei Dritteln leer war. Er musste sparsam mit dem Rest umgehen, bis er die Gelegenheit bekam, sie wieder nachzufüllen.

Jacques holte ein Stück Brot heraus, brach es in zwei Teile und bot Wilhelm eine Hälfte an, der sie dankend annahm. Das Brot war hart geworden, doch es schmeckte himmlisch, nachdem er seit dem letzten Morgen nichts mehr gegessen hatte. Schweigend saßen sie nebeneinander und genossen die karge Mahlzeit und obwohl sie die Sprache des Anderen nicht sprachen, fühlte Wilhelm in dem Moment, als hätte ihn in diesem Krieg noch niemand so gut verstanden wie Jacques.

Der Franzose legte sich auf den Rücken ins Gras und betrachtete die Sterne, die sich in seinen verschiedenen Augen spiegelten. Wilhelm tat es ihm nach und strich mit der Hand durch die Grashalme. Wie lange hatte er kein Gras mehr gespürt, nur Schlamm und Dreck. Er schaute in den Himmel. Die Sterne waren so weit entfernt und auch, wenn hier unten der Krieg tobte, leuchteten sie ungerührt weiter. ‚Wenn zwei davon fehlen würden, würde es gar nicht auffallen‘, dachte Wilhelm. ‚Hoffentlich ist es bei uns auch so.‘ Doch bevor er sich darüber weitere Gedanken machen konnte, übermannte ihn die Müdigkeit und er schlief ein.

Als Wilhelm am nächsten Morgen erwachte, dachte er zuerst an einen Traum, doch dann sah er Jacques, der neben ihm lag und noch schlief. Es dauerte einen Moment, bis er realisierte, dass es Wirklichkeit war, dass er tatsächlich mit einem französischen Soldaten von der Front geflüchtet war und sich auf dem Weg in die Schweiz befand. Eine Sache, die vollkommen absurd klang, doch sie war echt und er ein Teil davon.

Auch Jacques stand bald auf. Die Luft war frischer als am Vortag, auch, wenn immer noch ferne Explosionen zu hören waren. Die beiden Männer brachen bald auf, denn auch, wenn ihnen bisher niemand begegnet war, war die Lichtung auf Dauer kein sicherer Ort. Schweigend gingen sie nebeneinander her, doch obwohl sie nichts sagten, fühlten sie eine Verbundenheit zwischen einander, die ihnen Zuversicht gab. Wilhelm wusste nicht, wie lange sie gegangen waren, als schließlich einige Häuser in der Nähe auftauchten. Jacques hielt ihn zurück, doch Wilhelm schüttelte den Kopf und zeigte auf die Dächer. Geschosse hatten tiefe Wunden in die Gebäude gerissen. Sie kamen näher, immer darauf vorbereitet, in Deckung zu gehen, doch das Dorf lag still und verlassen da. Langsam gingen sie die Hauptstraße entlang, vorbei an einer Kirche, deren Turm fast vollständig eingestürzt war. Jacques näherte sich vorsichtig einem Wohnhaus, dessen Tür aus den Angeln gerissen war und spähte hinein. Er winkte Wilhelm heran und sie betraten das Gebäude. Die Scheiben waren zerbrochen, ein kühler Wind piffte durch die Räume. Wilhelm folgte Jacques durch das Haus, bis sie schließlich in die Küche gelangten. Ein Stuhl war umgefallen, doch der Tisch stand noch an seinem Platz. Auf ihm befand sich ein Brotkasten aus Blech.

Jacques öffnete ihn hoffnungsvoll und zog mit einem Jubelschrei ein halbes Brot hinaus. Es war steinhart, aber trotzdem wertvoller als Gold. Mit sichtlicher Anstrengung schnitt Jacques es mit seinem Messer in zwei Hälften und warf Wilhelm eine davon zu. Kaum hatte dieser seinen Teil aufgefangen, biss er schon einen großen Bissen davon ab und obwohl das Brot hart war wie ein Brett, war es ein wahrer Genuss. Jacques hatte unterdessen einen Wassereimer entdeckt und füllte seine Feldflasche auf. Wilhelm steckte sein Brot ein und holte seine Flasche hinaus, um sie ebenfalls neu zu befüllen. Als er die volle Flasche wieder wegsteckte, war Jacques verschwunden. Wilhelm verließ die Küche, um nach ihm zu sehen, da hörte er ihn plötzlich rufen: „Wil'elme! Venez ici!“

Wilhelm, der das Schlimmste befürchtete, rannte los und fand seinen Kameraden vor einem offenen Schrank, in dem die Bewohner ihre Kleidung aufbewahrt hatten. Er hielt einen Pullover aus dunkler Wolle in der Hand und warf ihn Wilhelm zu, welcher ihn reflexartig auffing. Jacques bedeutete ihm, den Pullover überzuziehen und nahm einen weiteren aus dem Schrank. Natürlich, dachte Wilhelm, mit ziviler Kleidung würden sie es deutlich einfacher haben, als mit ihrer Uniform.

Keine zehn Minuten später hatten sich die beiden Soldaten in Bauern verwandelt. Die Kleidung passte ihnen nicht ganz, reichte aber für ihre Zwecke. Nachdem sie sich noch im Wassereimer den Schlamm aus dem Gesicht gewaschen hatten, sahen sie aus wie neue Menschen. Wilhelm grinste und drehte sich präsentierend im Kreis. „Oh là là!“, kommentierte Jacques amüsiert. „Très chic!“ Nachdem sie ihre persönlichen Gegenstände aus ihren abgelegten Uniformen geholt hatten, brachen sie wieder auf und es fühlte sich an, als würden sie mit den Uniformen auch den Schrecken des Krieges hinter sich lassen. Ihr Weg führte sie über die Felder hinter dem Dorf. Der Tag war sonnig doch ihr Weg war dennoch beschwerlich, da das Gelände immer unebener wurde. Niemand begegnete ihnen auf ihrer Reise, es schien, als habe sich die ganze Welt vor dem Krieg versteckt, und so gelangten sie unbehelligt bis zur Schweizer Grenze. Wilhelm spürte sein Herz klopfen. Dort wartete die Freiheit, zum Greifen nah! Doch da zog Jacques ihn auf einmal hinter ein dichtes Gestrüpp. Er legte den Zeigefinger auf die Lippen und zeigte auf die patrouillierende Grenzwa­che, die sie vorher nicht bemerkt hatten. Plötzlich verlor Wilhelm den Mut und begann zu zweifeln. Waren sie so weit gekommen, um jetzt zu scheitern? Doch Jacques ließ sich nicht entmutigen. Er deutete auf die Sonne und bewegte seine Hand hinunter zum Horizont. Wilhelm verstand und nickte.

Schließlich brach die Nacht herein. Jacques spähte hinter dem Busch hervor, doch die Wache war verschwunden. Er bedeutete Wilhelm, dem das Herz bis zum Hals schlug, ihm zu folgen. Sie verließen vorsichtig ihr Versteck und liefen leise auf die Grenze zu. Es gab keinen Zaun, der sie stoppen konnte und die Dunkelheit verbarg sie. Auf den letzten Metern begannen sie zu rennen, die patrouillierende Wache war noch immer nicht zu sehen, nichts konnte sie mehr aufhalten. Wilhelm hatte erwartet, dass etwas Bahnbrechendes passieren würde, sobald er den Schweizer Boden betrat, doch der Grenzübertritt verlief erstaunlich unspektakulär. Jacques zog ihn weiter und sie liefen, bis sie an eine Scheune kamen, hinter der sie Schutz suchten. Jacques fiel auf die Knie, küsste den Boden und jubelte: „Mon dieu! La Liberté!“

Wilhelm schloss mit einem erleichterten Seufzer die Augen. Sie hatten es geschafft!

Julia hatte gebannt zugehört. „Was passierte dann?“, wollte sie wissen. Wilhelm seufzte. „Wir haben Asyl beantragt und uns irgendwie durchgeschlagen. Nach Kriegsende trennten sich unsere Wege. Deserteure brauchten keine Strafen mehr zu befürchten und wir kehrten nach Hause zurück. Ich habe ihn nie wieder gesehen, aber ich habe Französisch gelernt und wir hielten Briefkontakt. Nur deine Oma Klara wusste davon. Mittlerweile lebt Jacques leider nicht mehr, er war schließlich gute zehn Jahre älter als ich. Aber ich bin dankbar, dass ich ihn kennenlernen durfte.“

Nachdem Julia nach Hause gegangen war, räumte Wilhelm die Kiste wieder ein, als er plötzlich Jacques' Briefe in den Händen hielt. Lange zögerte er. Dann setzte er sich in seinen Sessel, faltete den ersten Brief auf und begann zu lesen.